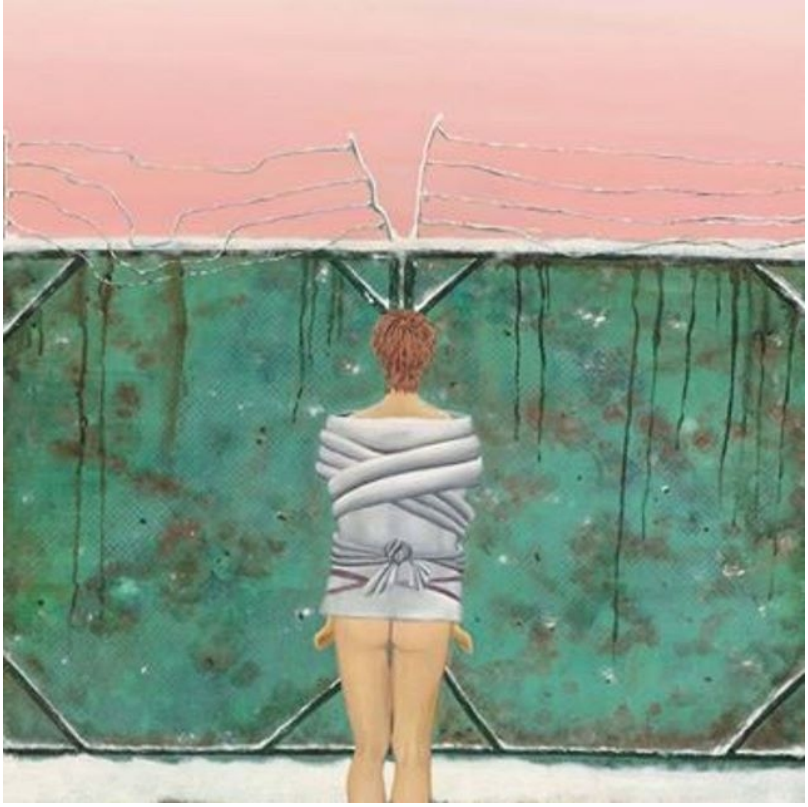
Auf der Suche nach Wirklichkeit in coronaren[1] Zeiten
Vom gesellschaftlichen Experiment zum Selbstexperiment

Stephan Stockmar

»Plötzlich fiel mir auf, was mich im Unterbewusstsein schon die ganze Zeit gequält haben mochte, dass die Straße völlig leer lag.« – Marlen Haushofer[2]

Es ist Freitag, der 17. April. Ein schöner, noch kühler Morgen. Weil ich nicht Lust habe, auf die im Feiertag-Modus fahrende U-Bahn zu warten und noch genügend Zeit habe, gehe ich von der Bockenheimer Warte die zwei Stationen zum Frankfurter Hauptbahnhof zu Fuß. Die Straßen, in denen sich normalerweise um diese Zeit der Verkehr staut, sind so leer, so dass ich sie auch ohne Ampel problemlos queren kann. Ich begegne nur wenigen, etwas verloren wirkenden Menschen, und auch auf dem Bahnhof – es ist jetzt 9.30 Uhr – herrscht alles andere als das sonst hier übliche Gedränge. Immerhin ist ein Zeitschriftenladen offen. Dort entdecke ich – herausragend präsentiert – ›manuskripte. Zeitschrift für Literatur‹, Heft 227 von März 2020. »ich bin hier wo die / richtung des neuen noch steil ist«, lautet das Motto des Editorials, entnommen dem Text von Freda Fiala, geb. 1993 in der Steiermark und derzeit in Taiwan lebend. Insgesamt versammelt das Heft Beiträge von über 30 Autorinnen und Autoren aus zehn Ländern. Der Titel zeigt das Bild ›Zwangsjacke‹ (1977) von Ida Szigethy: eine in einer Zwangsjacke steckende Frau vor einem verschlossenen Tor.



Über die Anzeigetafeln werde ich zu einer bewussten Entscheidung aufgefordert: nur mit dem Zug zu fahren, wenn es unumgänglich ist. Der Zug aber fährt – pünktlich und in voller Länge, mit 830 Sitzplätzen, wie der Eigenwerbung auf dem Display im Innern des ICE 4 zu entnehmen ist. Doch

1 Zur Verwendung des Wortes »coronar« in der Medizin: »Damit sich der Arzt ein genaues Bild vom Inneren des Körpers machen kann, wählt er verschiedene Betrachtungsweisen für die Untersuchung aus. Mit ›coronar‹ ist gemeint, dass der Arzt auf den Bildern von vorn in das Schädelinnere schaut.« – https://befunddolmetscher.de/coronar/ct/kopf

2 In: ›Die Wand‹ (1968), München 1996, S. 15

das Abstandhalten fällt nicht schwer. In dem einen Waggon sitzen vielleicht fünf Passagiere, in dem Ruhe-Wagen, in dem ich mich niederlasse, sind wir zu zweit, an jedem Ende einer. Ich lese in dem eben erworbenen Literatur-Magazin und schau immer wieder aus dem Fenster: blauer Himmel und Morgensonne über der frühlingshaften Natur. Menschen sind jedoch kaum zu entdecken; mal ein Mann mit Hund auf einem Feldweg, nur wenige Fahrzeuge auf der Autobahn.

Meine Irritation wächst: Ist das hier im Waggon und draußen hinter der Scheibe überhaupt wirklich? Da fällt mir Marlen Haushofers Roman ›Die Wand‹ ein, wunderbar verfilmt mit Martina Gedeck (2012): »Ich konnte nicht sehen, was ihn [den Hund Luchs] so ängstigte. Die Straße trat an dieser Stelle aus der Schlucht heraus, und so weit ich sie überblicken konnte, lag sie menschenleer und friedlich in der Morgensonne. Unwillig schob ich den Hund zur Seite und ging allein weiter. Zum Glück war ich, durch ihn behindert, langsamer geworden, denn nach wenigen Schritten stieß ich mit der Stirn heftig an und taumelte zurück. […] Verdutzt streckte ich die Hand aus und berührte etwas Glattes und Kühles: einen glatten, kühlen Widerstand an einer Stelle, an der doch gar nichts sein konnte als Luft. Zögernd versuchte ich es noch einmal, und wieder ruhte meine Hand wie auf der Scheibe eines Fensters. Dann hörte ich lautes Pochen und sah mich um, ehe ich begriff, dass es mein eigener Herzschlag war, der mir in den Ohren dröhnte. Mein Herz hatte sich schon gefürchtet, ehe ich es wusste.«[3]

Furcht verspüre ich zwar keine, eher eine tiefe Verwunderung über ein (Nicht-)Geschehen, an dem ich allerdings beteiligt bin. – Der Hamburger Hauptbahnhof, es ist nun Mittagszeit, ist zwar etwas voller als der Frankfurter, doch auch das ist sehr relativ.

Auf der Feier eines 70. Geburtstages – der mir durchaus wichtige Anlass meiner Reise – sind erwartungsgemäß nicht viele Menschen, und das Verhalten ist sehr unterschiedlich. Einige geben nur kurz einen Gruß an der Tür ab, um gleich wieder zu gehen. Doch die meisten bleiben etwas, und wir sitzen ganz entspannt, mit mehr oder weniger Abstand, auf der Terrasse. Trotz einiger Versuche, dem Gespräch wieder eine andere Wendung zu geben, landen wir unweigerlich immer wieder bei dem einen Thema: Corona. Niemand hat, soweit erkennbar, Angst. Eher herrschen Erstaunen und Unverständnis demgegenüber, was gerade geschieht. Informationen, Fragen und Vermutungen werden ausgetauscht und diskutiert, wobei jeder sich um Normalität bemüht. Und doch – im Nachklang scheinen mir auch diese Gespräche wie unter einer Glashaube stattgefunden zu haben.

Auf einem Abendspaziergang im nahen Naturschutzgebiet, dem Duvenstedter Brook, stoßen die Jubilarin und ich auf eine kleine Menschentraube (natürlich den gebührenden Abstand einhaltend) vor einer großen Eiche: In der Astgabel sind graue Federbäusche zu sehen, die sich bewegen: junge Uhus mit riesigen glühenden Augen. Auf dem weiteren Weg durch das moorige Gebiet hören wir im Hintergrund die volltönenden Rufe der Kraniche. Am klaren Westhimmel leuchtet mit zunehmender Dämmerung die Venus immer kräftiger. Dort, wo die Sonne gerade untergegangen ist, breitet sich ein orangener Glanz aus, der angesichts der einbrechenden Dunkelheit immer intensiver zu leuchten scheint – bis er den übrigen Sternen weicht. Trotz der Kühle beginnen nun die Frösche ihr Konzert und Fledermäuse jagen hakenschlagend um unsere Köpfe: eine vom Menschen wie losgelöste Wirklichkeit, angesichts der alles Hinterfragen verstummt.

Auf dem Prüfstand

Auf der Rückfahrt am Sonntag Abend fühle ich mich endgültig aus der Zeit gefallen: Äußerlich hat sich für mich durch Corona ja gar nicht viel verändert, da ich sowieso viel im Homeoffice arbeite. Doch nun rücken alle Ziele, Vorhaben und Aufgaben auf einmal weit weg: Was haben sie noch mit

3 A.a.O., S. 14.

der gerade herrschenden (Un-)Wirklichkeit zu tun? Wer wartet auf das, was ich mache? Ist das alles nicht etwas abgehoben? Kann, will ich einfach so weitermachen wie bisher? Die Zeit scheint wie stillzustehen. Der ›normale‹ Trott, der auch mich bisher getrieben hat, ist wie aufgebrochen. Wozu geschäftig sein, wenn um mich herum keine Geschäftigkeit mehr herrscht, die mich mitreisst? Nun zeigt sich auch, dass die herrschende Aus-Zeit mit Urlaub nichts zu tun hat, eher mit Verbannung – obwohl ich doch gerade – scheinbar – ganz ›normal‹ reisen kann. Jetzt fällt mir auch auf, wie die Menschen im Nidda-Park, in dessen Nähe ich in Frankfurt wohne und wo ich fast täglich spazieren gehe, sich zwar meist ganz gelassen, doch wie in einem luftleeren Raum bewegen. – Alles, was ich tue, ist wie auf einen Prüfstand gestellt. Doch wer ist der Prüfer?

Mit der Normalität ist auch die mich von außen tragende Alltagswirklichkeit zusammengebrochen. Und was zur Zeit an deren Stelle tritt, ist ein Chaos, dass ich mit dem Verstand gar nicht mehr fassen kann. Die Zahlen und Informationen, auf deren Grundlage jetzt überall gehandelt wird: Was sagen sie überhaupt aus? Das gleiche gilt auch für die Gegen-Zahlen und Gegen-Informationen: Sind sie verlässlicher? Sicher weiß ich nur, dass ich nichts weiß. Und den Fachleuten der verschiedenen Kategorien sowie denen, die auf ihren Rat hin mit der Autorität des Staates handeln, scheint es nicht viel anders zu gehen. Auch sie agieren im luftleeren Raum, so sicher sie sich nach außen hin auch geben. Gerade dies erzeugt Unwirklichkeit. Selbst das Hinterfragen all der dekretierten Maßnahmen führt kaum weiter.

Aber (be-)herrscht dieser Zustand (uns) nicht schon seit langem, nur dass er mir in der momentanen Situation erst richtig bewusst wird? Liegt darin vielleicht nun auch eine Chance? Jetzt kann ich versuchen, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, dabei mich selbst einbeziehend: Als oberstes Ziel wird ausgegeben, Menschenleben zu retten – koste es, was es wolle. Doch was ist ein Menschenleben, wenn ich es unabhängig von seinem Ende, dem Tod, betrachte, der gerade vermieden werden soll? Der Mensch, diese Krone der Schöpfung, reduziert sich angesichts der Pandemie in einem für die in Zeiten der Migration viel beschworene christlich-abendländische Kultur kaum vorstellbaren Maß selbst auf seine äußere Hülle. Die Folgen bekommen besonders die Kinder und diejenigen, die zu den sogenannten Risikogruppen gehören, zu spüren; sie werden quasi eingesperrt – die einen aus Angst, sie könnten unkontrollierbare Überträger des Virus sein, die anderen zu ihrem eigenen Schutz. Immerhin wird inzwischen gefragt, was dies mit den Seelen der Kinder und Alten macht (wobei die Religionsgemeinschaften in der Diskussion nicht besonders hervorstechen).

Gegen die Macht des Systems

Früher war der besiegte Wolf Inbegriff der als Wildnis aufgefassten Natur, aus der sich der Mensch mühsam herausgearbeitet hat. Heute ist der Gegner ein mikroskopisch kleiner Virus, dem der Mensch alle seine Errungenschaften opfert und sich selbst zum bloßen Naturwesen degradiert – weniger aus Überzeugung denn aus Angst, dabei sich brav den selbstgeschaffenen Systemen fügend. Denn der Materialismus, der Mensch und Natur nur als komplizierte Mechanismen begreifen will, scheint selbst hohl geworden zu sein. Er tritt längst nicht mehr als ernsthaftes Gegenüber in einer weltanschaulichen Auseinandersetzung auf, bleibt aber – als letztlich unhinterfragtes System – weiterhin handlungsleitend. Und gerade das macht so ohnmächtig. Es herrscht eine nun auch die Einzelseele ergreifende Leere, die auf beliebige Art und Weise besetzt werden kann.[4]

Durch wen oder was? Das hängt davon ab, in wie weit es mir gelingt, das gerade wie von selbst ablaufende gesellschaftliche Experiment in ein Selbstexperiment umzuwandeln – mit, wie bei

4 Vgl. auch meinen Artikel ›Durch die Ohnmacht hindurch: Das Leben neu erlernen – im Zeichen der Korona‹, https://wortgartenwerk.de/wp-content/uploads/2020/02/Stockmar-Corona-Wirklichkeit-FINAL.pdf

jedem echten Experiment, offenem Ausgang: Kann ich eine Wirklichkeit in mir auffinden und ausbilden, die mich von innen her trägt und so vor jeder oft mir selbst unbewussten systemischen Vereinnahmung bewahrt? Nur durch eine solche kann ich meine Ängste – die eigenen wie die mir eingeimpftem – überwinden. Ebenso ihr Gegenstück, die Besserwisserei, die ja gleichfalls ein Symptom der Angst ist, wie die nun überall kursierenden Verschwörungstheorien zeigen. Diese sind nicht von anderer Substanz als die zu wirksamen Systemen gewordenen Theorien, denen zu folgen mich oft meine Bequemlichkeit verleitet. Auch hinsichtlich der nun wohl zu erwartenden Impfpflicht stellt sich die Angstfrage auf diese doppelte Weise. Sie wird zum Prüfstein auch meines sozialen Verhaltens werden.[5]

Durch den Verstand ist die Sache kaum zu lösen. Im vergangenen Herbst brachte auf einer Tagung zum Thema Transhumanismus am Goetheanum in Dornach ein Teilnehmer die Frage sinngemäß so auf den Punkt: Habe ich ein Menschenbild, das in mir als Wirklichkeit existiert, oder nur viele Ideen zu einem Menschenbild, so anthroposophisch sie auch immer sind?[6] Ist das nicht die entscheidende Prüfungsfrage der Gegenwart, die ich aber nur mir selbst stellen kann? Von dieser Frage hängt auch mein Urteilen (über andere) und mein Handeln ab. Es geht dabei um nichts anderes, als um die Ehrlichkeit mir selbst gegenüber. Nur durch die eingestandene eigene Ohnmacht hindurch komme ich zu einer mich tragenden inneren Wirklichkeit. – »Mein Lebensgebet ist die tägliche Einübung in meine mir gegebene, auf mich wartende Ehrlichkeit«, bekennt Marica Bodrožić in einer Radio-Lesung.[7]

Diese Ehrlichkeit mir selbst gegenüber beeinflusst auch meine Wirksamkeit im Sozialen. Wie begegne ich den Menschen, die sich gerade zutiefst verunsichert fühlen und vielleicht nur um der eigenen inneren Sicherheit willen das eigene Fragen nicht zulassen und sich durch das Hinterfragen durch andere bedrängt fühlen? Gerade diesbezüglich drohen in manchen Gemeinschaften soziale Klüfte aufzureißen – zwischen einer vermeintlich wagemutig-ignoranten Elite und den vermeintlich sich angstbesetzt Duckenden. Hier bedarf es nicht nur ausgelebter Authentizität und formaler Toleranz. Auch Diskussionen führen oft nicht weiter. Doch in der aufmerksamen Begegnung untereinander oder auch in gemeinsamen, auf Wesentliches zielenden Wahrnehmungsübungen an und in der Natur kann trotz unterschiedlicher Haltungen und Umgangsweisen ein die Gemeinschaft tragendes Bewusstsein wachsen.

Die Rückkehr des Ikaros

An dieser Stelle meines Gedanken-Versuches fällt mein Blick auf das Bild ›Die Rückkehr des Ikaros‹ von Michael Eumann, dem Malerfreund aus Schleswig, das schon seit vielen Jahren in meinem Zimmer hängt:

5 Siehe hierzu Jörg Ewertowski: ›Die Angstinfektion durchbrechen‹, in: ›Das Goetheanum‹ 17/2020 (24. April); https://dasgoetheanum.com/kultur/2020/4/24/die-angstinfektion-durchbrechen

6 Siehe meinen Artikel ›Bin auch ich Transhumanist?‹, in ›Das Goethehanum‹ 45/2019 (8. November); https://wortgartenwerk.de/wp-content/uploads/2019/12/Stockmar-Transhumanismus-G2019_45.pdf

7 https://www.ndr.de/ndrkultur/sendungen/die_sonnabend-story/Lit-SoStory-Audio-Ergo-Sum-Marica-Bodrozic,audio614320.html

Da, wo ich festen Grund unter den Füßen zu haben meine, werde ich sterben wie der nach Luft schnappende Fisch auf der trockenen Erde. Traue ich mich in ein mir fremdes Element, die Luft, und versuche zu fliegen, so stürze ich unweigerlich ab. Auch das kann mir den Tod bringen. Nehme ich jedoch das Element, in das ich stürze, das Wasser, als das eigentliche Element des Lebens wahr, so habe ich die Möglichkeit, daraus wie neu geboren wieder aufzutauchen und – vielleicht – den rettenden Kahn zu erreichen. Viel hängt sicherlich von der Kraft meines Entschlusses ab, das Fliegen zu wagen. Aber ebenso von der Bereitschaft, mich auf etwas mir Neues lernend einzulassen. Der im Bild aus dem Wasser auftauchende Ikaros jedenfalls strahlt nicht Selbstgewissheit aus, sondern ertastet erst einmal staunend von innen her sein neu gefundenes Sein. Die bekannte Sentenz aus Hölderlins Patmos-Gedicht »Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch« ist vielleicht in diesem Sinne zu verstehen: Bin ich nicht nur wagemutig, sondern bereit, mich auf etwas ganz Neues einzulassen, dann wächst mir – möglicherweise – eine rettende Kraft zu, die über mein persönliches Sein hinaus ausstrahlen kann.

Auch die namenlose Protagonistin in Marlen Haushofers Roman geht den mühseligen Weg durch die eigene Ohnmacht hindurch, der gepflastert ist von manchen weiteren Verlusterfahrungen. Zwei der ihr in der überfallartig widerfahrenen Einsamkeit liebgewordenen tierischen Freunde werden von einem anderen einsam Überlebenden umgebracht. Sie hat die Möglichkeit, in solche letztlich selbstzerstörerische Verhaltensweisen zu verfallen, im Ringen um den Erhalt ihres eigenen Menschseins wie vorausgeahnt. »Nicht dass ich fürchtete, ein Tier zu werden, das wäre nicht sehr schlimm, aber ein Mensch kann niemals ein Tier werden, er stürzt am Tier vorüber in einen

Abgrund. Ich will nicht, dass mir dies zustößt« (S. 40f). So notiert sie es in ihrem Bericht, den sie eines Winters niederschreibt, nicht zuletzt, um sich vor dieser Gefahr zu retten. Der Roman-Bericht endet, weil ihr das Papier ausgeht. Doch nun kann sie schreiben: »Jetzt bin ich ganz ruhig. Ich sehe ein kleines Stück weiter. Ich sehe, dass dies noch nicht das Ende ist. Alles geht weiter. Seit heute früh bin ich ganz sicher, dass Bella [wieder] ein Kalb haben wird. Und, wer weiß, vielleicht wird es doch wieder junge Katzen geben. Stier, Perle, Tiger und Luchs wird es nie wieder geben, aber etwas Neues kommt heran, und ich kann mich ihm nicht entziehen«. Ein Bild für das Neue ist die aus der Gemeinschaft des Schwarms ausgestoßene weiße Krähe, die sie gleich wieder füttern wird: »Sie wartet schon auf mich« (S. 250f).

Ein Weg zur inneren Sicherheit

Zu der Beschreibung dieses Selbstversuches – unterfüttert mit Selbstversuchen anderer; alle Kunstwerke haben ja ihren Ursprung in einem solchen – gehört auch noch ein im Zentrum der Anthroposophie wurzelnder Übansatz: Wie viele andere Menschen auch begleitet mich durch die Corona-Zeit der mehrteilige, in Spruchform gestaltete Meditationstext, mit dem Rudolf Steiner auf der Weihnachtstagung 1923 »eine ideell-geistige Grundsteinlegung« zur Bildung der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft vorgenommen hat. In seinem Bericht über diesen Akt heißt es weiter: »Der Boden, in den der ›Grundstein‹ gelegt wurde, konnten nur die Herzen und Seelen der in der Gesellschaft vereinigten Persönlichkeiten sein; und der Grundstein selbst muss die aus der anthroposophischen Lebensgestaltung quellende Gesinnung sein. Diese Gesinnung bildet in der Art, wie sie von den Zeichen der gegenwärtigen Zeit gefordert wird, der Wille, durch menschliche Seelenvertiefung den Weg zum Anschauen des Geistes und zum Leben aus dem Geiste zu finden.«[8]

In dieser Grundsteinmeditation spricht sich die »Menschenseele« gewissermaßen selbst an: im »Geist-Erinnern« sich ihrer göttlichen Herkunft inne werdend (»Aus dem Göttlichen weset die Menschheit«); im »Geist-Besinnen« sich jeweils geistesgegenwärtig mit dem Geschehen auf der Erde und den dieses tragenden Menschen verbindend und so einen Verwandlungsimpuls setzend (»In dem Christus wird Leben der Tod«); im »Geist-Erschauen« frei gewählte Ziele zur Gestaltung des eigenen und des gemeinschaftlichen Lebens ergreifend (»In des Geistes Weltgedanken erwachet die Seele«).

Dieser Grundsteinspruch geht zwar vom Einzelnen und seinem Schicksal aus, ist aber auf eine freie Gemeinschaftsbildung hin angelegt – nicht nur der Menschen untereinander, sondern auch mit den geistigen Wesen der Engelshierarchien. Diese lassen dem Menschen, wenn er sich ihnen zuwendet, nicht nur Hilfen zur Verwirklichung seiner Intention zukommen, sondern können ihn so auch in ihr eigenes Wirken mit einbeziehen: ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Auch die Erde mit den Elementengeistern aller vier Himmelrichtungen wird einbezogen. Gerade diese Art von Wesensbegegnung auf den verschiedensten Ebenen ist mir in Zeiten des Social Distancing wichtig. Ich stelle mich mit diesem Spruch wie in ein dreidimensionales Kreuz gestellt – zwischen oben und unten und den vier Himmelsrichtungen –, das mich mit den anderen Menschen und der ganzen Welt verbindet.

Den Hintergrund für diese sich einander bedingenden Bewegungen bilden der Erdentod und die Auferstehung Christi zur Zeitenwende, durch die das Menschsein wie das Erdensein eine neue Belebung erfahren haben. Der Spruch schließt mit einer Bitte an das von diesem Ereignis ausgehende Licht:

»Göttliches Licht,
Christus-Sonne,

8 Rudolf Steiner: ›Die Grundsteinlegung der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft‹, Dornach 1986, S. 9ff.

Erwärme
unsere Herzen;
Erleuchte
Unsere Häupter;
Dass gut werde,
Was wir
Aus Herzen gründen,
Was wir
Aus Häuptern führen
Wollen.«

Es erschließt sich mit diesem Spruch ein Quell, der mir in der gegenwärtigen Situation der Ohnmacht Kraft verleiht, mich immer wieder neu innerlich aufzurichten, um dem, was gerade in der Welt passiert, im »Seelengleichgewichte« zu begegnen, ohne ein Gefangener der einen oder anderen Sichtweise zu werden. Selbsterkenntnis und Welterkenntnis werden so zusammengeführt, dass eine im Geistigen gründende innere Sicherheit und Verantwortungsfähigkeit auch in Momenten der aufgebrochenen Normalität und des äußeren Nicht-Wissens möglich wird. Pflegen viele Menschen den Umgang mit diesem Spruch, vielleicht auch in Abstimmung miteinander, so kann eine Realität entstehen, die über mein Persönliches hinausreicht.

Erschienen in: ›Anthroposophie. Vierteljahresschrift zur anthroposophischen Arbeit in Deutschland‹, Nr. 292, Johanni 2020, S. 103-109.